

Pfaffenthal anno 2020

Interview mit dem Architekten Nico Steinmetz

Herr Steinmetz, Sie haben im Auftrag der Gemeinde Luxemburg, den Plan de développement für die Unterstadt (Grund, Clausen, Pfaffenthal und Neudorf) ausgearbeitet und arbeiten z. Z. am Plan d'aménagement particulier für das Pfaffenthal. Zu Beginn eine allgemeine Frage: Was ist für Sie das Pfaffenthal?

Nico Steinmetz: Ich kann Ihnen heute diese Frage nicht mehr spontan beantworten. In der Zwischenzeit ist meine Perspektive nämlich durch eine „déformation professionnelle“ total verformt (lacht). Lassen Sie mich die Frage demnach historisch angehen. Das Pfaffenthal war bereits zur Römerzeit eine Passage und ein Knotenpunkt in Richtung Trier. Schon damals gab es im Tal Händler und Handwerker. Diese Tendenz hat sich später noch durch die Gründung und Entwicklung der Stadt Luxemburg verstärkt, da die heutige rue Laurent Menager eines der Eingangstore zur Stadt wurde. Die Faubourgs Pfaffenthal und Grund befanden sich nach den Festungsausbauten von Vauban *intra muros*. Durch den Bau der Côte d'Eich hat das Pfaffenthal dann aber seine Essenz verloren, und wurde zum verschlafenen Viertel ohne besonders viel wirtschaftliche Aktivität, hingegen mit vielen Arbeitslosen. In den 1980er Jahren wurde die damalige Durchfahrtsstraße, die rue Laurent Menager, die von vielen als Schleichweg vom Bahnhofsviertel zur Côte d'Eich benutzt wurde, gesperrt. Der Durchgangsverkehr wird seitdem komplett über die rue Vauban geleitet. Die Absicht, keinen Durchgangsverkehr in solch schmalen Straßen zu haben, war natürlich an sich

keine schlechte; leider war die Auswirkung hiervon jedoch, dass das Viertel angefangen hat sich mehr und mehr zu leeren. All dies hat mit sich gebracht, dass das Pfaffenthal enorm an Attraktivität verlor. Das Schicksal vom Grund war ähnlich. Clausen hat offenbar weniger gelitten, wahrscheinlich

Für mich sind Bauten im städtischen Bereich eine Art Archiv der Gesellschaft. Sie enthalten Information wie die Gesellschaft sozial, kulturell und finanziell funktioniert hat [...]

weil es in einem offeneren Tal liegt. Das Pfaffenthal hingegen ist einerseits recht eng, andererseits aber auch wiederum gut orientiert: Selbst im Winter gibt es von spät morgens bis weit in den Nachmittag hinein Sonnenlicht.

Nach welchen Kriterien haben Sie den Plan d'aménagement particulier für das Pfaffenthal ausgearbeitet? Wurden Ihnen von der Gemeinde Kriterien vorgegeben?

N. S.: Nein, im Vorfeld wurden keine Kriterien definiert, die haben sich erst nach und nach aus dem Stadtteilrahmenplan herauskristallisiert. Unsere Kriterien waren: nicht zu dicht bebauen und an das Bestehende adaptieren. Die Gemeinde hat uns dann lediglich zu verstehen gegeben, wir sollten in die gleiche Richtung weiterarbeiten. Es war eine offene Diskussion, ein Austausch.

Wie wurde die Bevölkerung mit eingebunden?

N. S.: Durch öffentliche Beratungsver-sammlungen, in denen wir versucht haben, den Bewohnern unsere Projekte konkret zu erklären. Ich bin diese Versammlungen nie wie eine Konfrontation angegangen. Es ging mir nicht darum, *mordicus* etwas durchzuboxen. Zu dem Zeitpunkt etwa, als wir wegen des Stadtteilrahmenplanes erstmals in Kontakt mit der Bevölkerung kamen, hatten wir noch keine konkreten Vorschläge oder Projekte, lediglich eine Analyse des Viertels. Wir haben versucht, den Einwohnern zu erklären, wie wir die urbanistischen Stärken und Schwächen ihres Viertels sehen. Die Einwohner konnten auf unsere Analysen reagieren und wir haben wiederum gelernt, das Viertel mit ihren Augen zu sehen. Das war ein echter Austausch.

Welches sind denn Ihrer Meinung nach die Stärken des Pfaffenthals?

N. S.: Zu den Stärken des Pfaffenthals zählt ganz klar seine geographische Lage. Das Pfaffenthal ist fast so etwas wie ein Schwerpunkt der Stadt: Zieht man mit dem Zirkel einen konzentrischen Kreis um die Stadt, dann liegt das Pfaffenthal genau in der Mitte. Wenn Sie sich jedoch im Pfaffenthal befinden, spürt sich das nicht an als seien Sie im Zentrum einer Hauptstadt. Man ist von grünen Hängen und Felsen umgeben, alles sehr pittoresk. Die Seite zum Kirchberg hin ist dominiert durch Wälder, die andere Seite durch die Festungselemente.

Wo sehen Sie die Schwächen des Viertels?

N. S.: Die Schwäche des Pfaffenthals liegt in der Anbindung an den Rest der Stadt. Obwohl es absolut zentral liegt, gibt es hier, außer einem kleinen romantischen Weg durch den Wald, keine Anbindung an den Kirchberg. Nicht gerade praktisch für den alltäglichen Gebrauch. Das Gleiche gilt für die Anbindung an die Oberstadt. Es führen zwar mehrere Wege hoch, diese entsprechen aber nicht mehr den heutigen Ansprüchen. Eine weitere Schwäche ist natürlich der hohe Anteil an Bevölkerung, welche Sozialtransfers bezieht. Im Béinchen gibt es heute nur soziale Mietwohnungen. Das ist an sich nicht unproblematisch, da diese Mieter eine sehr hohe Fluktuationsrate aufweisen und sich daher weniger mit dem Ort, in welchem sie leben, identifizieren und diesen weniger pflegen. Sie haben dort eben kein Eigentum. Das Pfaffenthal braucht aber meiner Meinung nach mehr Eigentümer. Das hat dem Viertel seit den 1960/70er Jahren eine Reputation gegeben, die immer noch nachwirkt.

Hemmt diese schlechte Reputation die Entwicklung des Viertels?

N. S.: Das wird sich aber ganz klar in den kommenden Jahren ändern. Der Aufzug und der Bahnhof werden dem Viertel eine neue Dynamik geben, davon bin ich überzeugt. Als der Aufzug bereits in Planung war, riefen Investoren bei uns an, um nachzufragen, ob der Lift denn auch wirklich gebaut werden würde. Das ist ein Element, das heute sehr wichtig ist: die Nähe und Anbindung an den Stadtzentrum. Die Leute wollen kurze Wege. Einen Höhenunterschied von ca. 60 Meter wird im 21. Jahrhundert mechanisch überwunden. Das wird meiner Meinung nach mehr zur Entwicklung des Viertels beitragen, als die Fassaden zu streichen oder die Straße mit Pflastersteinen zu versehen. Das ist auch wichtig, aber die Ansprüche an ein Viertel sind andere: Lebensqualität, Komfort, Nähe, Mobilität, kurze Wege.

Können Sie uns kurz Ihre Zukunftsvision für das Pfaffenthal skizzieren? Wie sehen Sie das Pfaffenthal 2020?

N. S.: Wenn man ein solches Investment für Transportinfrastrukturen plant, dann wäre



Im Park Odendahl könnten hinter dem Fußballplatz und parallel zur Vauban-Straße Wohnungen entstehen.

man auch gut beraten, diese zu einer Verdichtung des Viertels zu nutzen. Ich hoffe, dass sich das Pfaffenthal verdichtet, ohne sich dabei aber komplett zu verändern. Wir werden also keine riesigen, sechsstöckige Gebäude hochziehen. Dennoch sollte man nicht vergessen, dass dort, wo etwa heute die Pfaffenthaler Schule steht, früher eine riesige Vauban-Kaserne war. Das ist allgemein markant für die Stadt Luxemburg: Wir haben eine Aneinanderreihung von kleinteiligen Elementen und Monumentalbauten. Wir wollten aber nicht wie Vauban erneut Massivbauten errichten, sondern sind bei einer gewissen Kleinteiligkeit geblieben, um auch der Landschaft mehr Platz zu lassen. Die Sozialwohnungen werden ihren Statut behalten und weiterhin vermietet werden.

Welche Häuser wird Ihr Architekturbüro im Pfaffenthal bauen?

N. S.: Wir sind damit beauftragt worden, die Schule, das Mouvement écologique, drei Häuser zum Fluss hin und ein kleines Gebäude mit drei Appartements nahe der rue Vauban zu bauen bzw. zu renovieren. Die Appartements werden wahrscheinlich vermietet, die Häuser allerdings verkauft. Unterhalb der Schule, gegenüber der Kirche, wollen wir den zentralen Platz des Pfaffenthals stärken. Bei der Brücke am Wasser, die gleichzeitig Verbindungs- und Trennelement sind, könnten sich die sozialen Aktivitäten konzentrieren. Auf den Tëiwesbuer könnte etwa ein Gebäude

gebaut werden, mit Wohnungen und unmittelbaren Einkaufsmöglichkeiten oder einem Café im Grundgeschoss.

Auf den Tëiwesbuer?! Ist der nicht denkmalgeschützt?

N. S.: Sehen Sie sich den Tëiwesbuer doch einmal an, da gibt es nichts Historisches mehr. Ich bin absolut dafür, historische Substanz zu schützen, deshalb geben wir uns auch besondere Mühe bei der Schule, die für das Viertel identitätsbildend ist. Der Tëiwesbuer jedoch wurde in den 1950er Jahren abgerissen und renoviert, so dass dort kaum noch historische Substanz vorhanden ist.

Sie bauen in eines der ältesten Viertel dieser Stadt neue Wohnungen. Wie sollen diese aussehen?

N. S.: Hierauf gibt es zwei verschiedene ästhetische Antworten. Es gibt die postmoderne Schule, die einen gewissen Mimetismus produziert, um sich in die alte historische Struktur einzufügen ohne einen Konflikt heraufzubeschwören. Das Béinchen ist ein Beispiel dieser Schule. Ich möchte das hier nicht beurteilen, unsere Herangehensweise aber ist eine andere. Ich denke, so ehrlich, wie früher die Leute mit ihren damaligen Bedürfnissen, Erwartungen und technischen Möglichkeiten gebaut haben, sollten wir auch heute bauen. Denn Ehrlichkeit währt am längsten.

Wie meinen Sie das?

N. S.: Für mich sind Bauten im städtischen Bereich eine Art Archiv der Gesellschaft. Sie enthalten Information wie die Gesellschaft sozial, kulturell und finanziell funktioniert hat und was ihre damaligen technischen Mittel waren. Deshalb sollten auch wir ehrlich bauen. Wenn wir uns auf Mimetismus von Historischem beschränken, riskieren wir irgendwann in einem Disney-Land-Kontext zu landen, dessen Chronologie für den Betrachter nicht mehr entzifferbar ist. Wir sollten für die kommenden Generationen klar erkenntlich machen, dass hier am Anfang des 21. Jahrhunderts ein Teil des Pfaffenthals hinzugekommen ist.

Lassen Sie uns auf die von Ihnen architektonisch geplanten Wohnungen im Odendahl zurückkommen. Diese sollen ja auf Baulücken der Gemeinde entstehen. Wie sehen Sie die Baulückenpolitik der Stadt Luxemburg?

N. S.: Die Baulückenpolitik ist ein interessanter Lösungsansatz. Eigentlich ist es ja nicht die Rolle der Gemeinden, Sozialwohnungen zu bauen, andererseits besitzt sie aber viele Grundstücke. Also hat die Gemeinde beschlossen, diese Grundstücke Promotern zur Verfügung zu stellen, um hier zum normalen Baukostenpreis zu bauen. Die Wohnungen aber werden mit Erbpachtrecht („bail emphytéotique“) verkauft. Der Impakt des Grundstückspreises ist daher weit kleiner. So entstehen Wohnungen, die preisgünstig – oder preisrichtig, wenn man so will – sind.

Die Stadt versucht so das „aufstiegsorientierte Milieu“, sprich junge berufstätige Familien, welche hier statistisch unterrepräsentiert sind, anzuziehen.

N. S.: Genau, junge Familien mit schulpflichtigen Kindern, die hier in der Stadt arbeiten. Das ist die Bevölkerungsschicht, die fehlt. In ihrer Selektion werden dann auch diese Kriterien angewandt. Die Gemeinde versucht auf diese Weise eine Bevölkerung anzuziehen, die weder Sozialtransfers bezieht – und daher kein Recht auf eine Sozialwohnung hat –, noch genug Geld hat, um sich eine Wohnung auf dem freien Markt zu erwerben. So werden die Viertel besser durchmischt. Das ist vor allem für Viertel wie das Pfaffenthal, das wir zu ent-„ghettoisieren“ versuchen, wichtig. Viertel, wo nur Mieter wohnen, wollen wir nicht.

Sie reden von „Durchmischung“. Jetzt wird aber auf der „rive droite“ des Pfaffenthals (also parallel zur rue Vauban) ein neues Viertel für Bessergestellte geplant, quer gegenüber vom Béinchen und seinen Sozialwohnungen. Wo sollen sich diese beiden Teile vom Pfaffenthal begegnen?

N. S.: Um mit dem Aufzug hoch zur Stadt zu fahren, muss eh jeder am Béinchen vorbei. Dieser öffentliche Raum wird also so oder so geteilt werden. Durch diesen Durchgangsverkehr entsteht ein neues Zentrum. Es handelt sich jedoch um einen sanften Verkehr: Fußgänger und Radfahrer. Weil sich diese vergleichsweise langsam durch das Viertel bewegen, sind sie auch

Eine interessante Stadt beginnt auf dem Bürgersteig. Es geht weniger um die Schönheit der Gebäude als um die Frage: Warum soll ich zu Fuß durch eine Stadt spazieren?

potentielle Kunden. Wenn der Geschäftsmann eine gute Vitrine hat, wird er auch Kunden finden. Davon bin ich überzeugt. Außerdem stehen viele Lokale im Béinchen zur Zeit noch leer ... Es bleibt also Platz für mehr Kommerz.

Wie sehen Sie das Risiko von einem Rives de Clausen bis?

N. S.: Ein solcher Rieseneingriff ist im Pfaffenthal gar nicht möglich: Dafür gibt es schlicht nicht genügend Platz! Die Rives de Clausen wurden von einem großen Investor aufgezogen, der dann die einzelnen Lokale vermietet hat. Ein vergleichbares Industriegelände gibt es im Pfaffenthal nicht, von der Zufahrt und den Parkplätzen ganz zu schweigen ...

Lassen Sie uns nun zum Lift kommen. Der von Ihnen geplante Bau entsteht ja nicht durch eine Bohrung wie im Grund, sondern parallel zur Felswand.

N. S.: Wir wollten keinen langen unterirdischen Gang mit Schacht. Der Liftfahrer soll von der Sicht profitieren können! Die Konstruktion war demnach schwierig: Der Fels ist sehr schwach und hat weit mehr Spalten, als wir anfangs angenommen hatten.

Im Pfaffenthal hatten einige gefordert, den Tunnel zwischen Pfaffenthal und Pétrusse (unter der Badeanstalt und der Place d'Armes hindurch) als Fußgängerunterführung zu öffnen. Diese Lösung wurde nicht zurückbehalten. Warum?

N. S.: Wegen des Unsicherheitsfaktors: Wir befürchteten Vandalismus und Kriminalität. Einen solch langen Tunnel zu kontrollieren, wäre enorm schwierig gewesen. Um 9 Uhr abends hätte man zusperren müssen. Deshalb: Alles außen, offen und transparent ...

Um zum Aufzug zu gelangen, muss man die Côte d'Eich über eine Brücke überqueren ...

N. S.: Lassen Sie mich das mal kurz graphisch beschreiben. Wenn Sie vom Park Pescatore in den Lift steigen, werden Sie einen genialen Blick über das gesamte Viertel haben: die Kirche und Dächer im Pfaffenthal, die Hochhäuser gegenüber auf dem Kirchberg, die rote Brücke zu Ihrer Linken. Da wäre es doch schade, wenn man beim Eingang als einzige Sicht vor der Besteigung des Aufzugs die Tür des Liftes gehabt hätte! Deshalb haben wir eine 60 Meter lange Brücke neben den Lift gebaut. Also nicht, wie üblich, in der Achse des Liftschachts. Diese Brücke ist hinten komplett verglast. Selbst der Boden ist vorne am Gerüst verglast, von da aus können Sie, wenn Sie wollen, 60 Meter freier Fall in die Leere blicken. Und rundherum haben Sie ein Panorama von der roten Brücke bis zum Bockfelsen. Die Kabine ist zum Pfaffenthal hin ganz aus Glas, was den Eindruck des Schwebens vermitteln wird. Man gleitet zu den Häusern hinab, durch den Wald, zwischen den Felswänden hindurch. Durch die charakteristischen Stratosphären des Alzette-Tals sozusagen.

Mit der absehbaren Inbetriebnahme des Lifts wird eine „Gentrification“ des Pfaffenthals befürchtet. Ist diese Angst rechtfertigt? In der rue Menager wird ja bereits zu den üblichen hauptstädtischen Marktpreisen verkauft ...

N. S.: Die Menschen, die in Sozialwohnungen leben, sind mehr oder weniger vor dem Markt geschützt. In der rue Laurent Menager ist ein gewisses Risiko gegeben, aber nicht in allzu großem Umfang, denke ich.



Links: Eingang zum Lift im Pfaffenthal, rechts: Schule und Neubau des Mouvement écologique (© STEINMETZDEMEYER architectes urbanistes)

Warum?

N.S.: Das hängt mit dem wenigen Sonnenlicht im Tal zusammen. Wer gerne ein Sonnenbad im Garten nimmt, liegt hier falsch. Für die, die motiviert sind aber, ermöglicht das Pfaffenthal eine ausgefallene Wohnsituation, wenigstens im Vergleich zum generell etablierten Modell.

Und die Entwicklung in den anderen populären Viertel der Stadt?

N.S.: Sehen Sie, ich höre immer wieder: „Die Stadt war dies, die Stadt war das.“ Doch soll man eine Stadt nicht auf das reduzieren, was sie vielleicht vor 100 Jahren einmal war. Man kann eine Bevölkerung nicht „einfrieren“. Trotzdem sollte aufgepasst werden, dass die Stadt auch weiterhin für alle Bevölkerungsschichten bewohnbar bleibt. Es wäre ja langweilig, wenn wir irgendwann nur noch eine Stadt für Leute in Anzug und Krawatte wären... Zur hohen Ausländerzahl sollten wir aber nicht vergessen, dass durch die spanischen, holländischen, französischen oder preußischen Soldaten, die hier ab dem Mittelalter durchzogen, die Stadt schon immer eine internationale Plattform war. Und ehe Vauban dann die Kasernen gebaut hat, lebten diese Soldaten bei den Einwohnern! Diese Durchmischung der Bevölkerung gab es also schon von jeher; bloß war sie damals weniger registriert als heute.

Im forum-Interview meint ein Vertreter der Immobilienbranche, in der Stadt sei mittelfristig kein Platz mehr für Arbeiter oder RMG-

Empfänger. Man hat den Eindruck, als würde sich die Stadt nicht durchmischen, sondern im Gegenteil homogenisieren – wenigstens sozial.

N.S.: Die Frage ist: Was bleibt? Ich denke, was bleiben wird, sind die sozialen Mietwohnungen. Was die sozialen Eigentumswohnungen angeht, so ist eine Voraussetzung, dass der Käufer die ersteigerte Wohnung mindestens 10 Jahre nicht verkauft. Nach dieser Zeitspanne kann er sie jedoch zu Marktpreisen verkaufen. Auf dem Limpertsberg etwa lassen sich heute ganze Häuserzeilen, die in den 1950er Jahren als Sozialwohnungen konzipiert worden waren, wunderbar an Bankiers verkaufen...

In der Stadt arbeiten 140 000 Menschen. Wenn man anstrebt, dass diese Leute auch hier wohnen, müsste dann nicht verstärkt über städtische Verdichtung nachgedacht werden? Warum nicht etwa 10-stöckige Wohnungen errichten?

N.S.: Persönlich finde ich die Idee, in einem 15 bis 20 Stockwerke hohen Gebäude zu wohnen, faszinierend. Die Frage ist: Wo könnte man solche Gebäude hinbauen? Auf keinen Fall in die Oberstadt oder auf den Plateau Bourbon, in Belair oder auf Limpertsberg. Das sind historisch gewachsene Strukturen, die gewisse Charakteristika und eine innere Kohärenz aufweisen. Wo ich aber überhaupt nicht ausschließen würde, solche Wohnhochhäuser zu errichten, ist auf dem Kirchberg. Dieses Viertel bietet sich hierfür ja geradezu an. Nicht, wohlverstanden, um ein neues Quartier de la Défense daraus zu machen. Man sollte

ein diverses Stadtbild anstreben: mittelhohe Gebäude, zwischen denen auch ab und zu ein Turm herausstehen könnte, sei es für Büros oder Wohnungen. Und man hätte eine geniale Sicht über die gesamte Stadt...

Ist der Kirchberg nicht zu langgezogen, als dass man da noch irgendeine städtische Struktur reinkriegen könnte?

N.S.: Es ist nie zu spät! (lacht) Eine interessante Stadt beginnt auf dem Bürgersteig. Es geht weniger um die Schönheit der Gebäude als um die Frage: Warum soll ich zu Fuß durch eine Stadt spazieren? Die Antwort ist evident: Weil ich dort Sachen begegne, die mich interessieren. Etwa alle 10 Meter braucht der Bürgersteig eine Tür zu einer Wohnung, einem Geschäft, einem Kino, einem Büro, einem Fitnesszentrum usw. Bestenfalls gibt es eine derartige Vielfalt, dass man über den Bürgersteig flanieren kann. Das Problem auf dem Kirchberg sind die Mammutgebäude der EU und des Finanzplatzes. Diese Gebäude sind an sich bereits 300 Meter lang. Auf 300 Metern kommt demnach eine einzige Tür. Warum soll ich an einer solchen Fassade entlang einen Bürgersteig bauen? Für Jogger? Der Fußgänger ist in solchen Strukturen jedenfalls ein bisschen verloren. Die anderen nehmen das Auto. Man hätte dort eine Landschaftsarchitektur vorsehen müssen, einige Gebäude inmitten eines Parks.

Vielen Dank für das Gespräch. ♦

(Das Interview fand am 19.9.2011 statt. LH/BT)